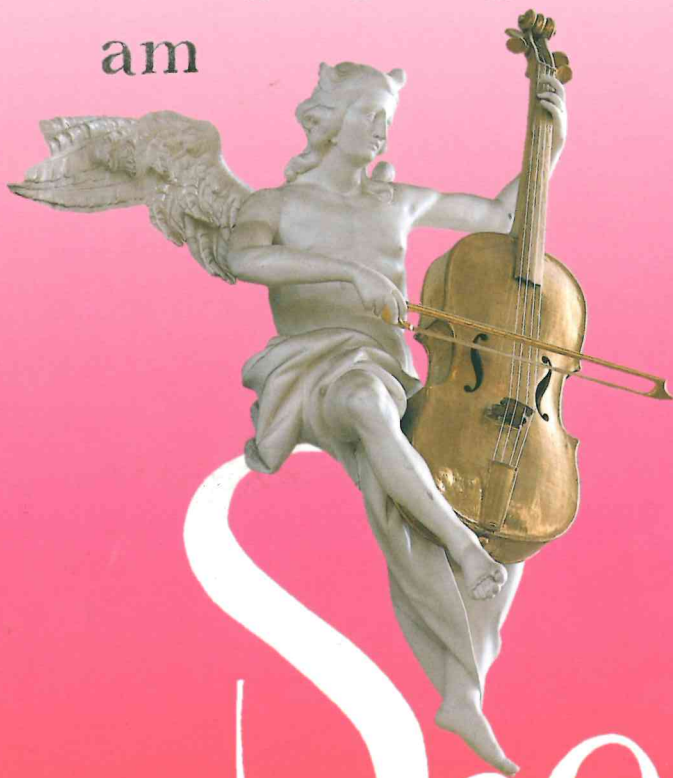


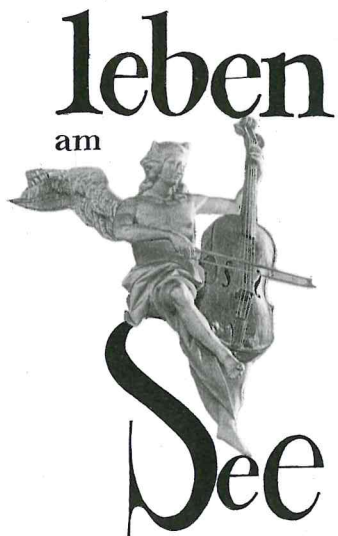
leben

am



See

DAS JAHRBUCH
DES BODENSEEKREISES
BAND XI
1994



HERAUSGEGEBEN VOM BODENSEEKREIS
UND DER STADT FRIEDRICHSHAFEN



UND JESUS WEINTE BITTERLICH...

EINIGE KETZERISCHE BEMERKUNGEN ZUM RELIGIONSUNTERRICHT

OTTO SEYDEL

Da er aber das Volk sah, ging Jesus auf einen Berg und setzte sich, und seine Jünger traten zu ihm. Und er tat seinen Mund auf und sprach:

Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr.
Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.
Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.
Selig sind, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit,
denn sie sollen satt werden.
Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.
Selig sind die Frieden schaffen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.

Simon Petrus aber hörte dies und fragte: Kommt das im Abi dran?
Und Andreas sagte: Mündlich oder schriftlich?
Und Jacobus sagte: Bis wann müssen wir das können?
Und Philippus sagte: Wieviel Wörter?
Und Bartholomäus sagte: Muß ich das wortwörtlich aufsagen?
Und Johannes sagte: Die anderen mußten das aber nicht lernen!
Und Matthäus sagte: Ich versteh das nicht!
Und Judas sagte: Zählt das?

Und die anderen Jünger sprachen ebenso. Einer der Pharisäer aber, der in der Nähe stand, trat hinzu und sprach: Um welche Lehrpläneinheit aus dem kognitiv-kommunikativen Aufgabenfeld handelt es sich? Darf ich bitte Ihren Stoffverteilungsplan einsehen?

Und Jesus weinte bitterlich.

(Anonym)

Auf Religionslehrerkongressen und Fachkonferenzen ist es üblich geworden - mehr oder weniger ratlos - eine „Bibel-nein-danke“-Haltung festzustellen und die Krise der kirchlichen Bindung der Jugend von heute zu beklagen. Nach über 15-jähriger Erfahrung als Religionslehrer möchte ich behaupten, daß dies zunächst eine Krise des Religionsunterrichts selbst ist. Die eben zitierte bittere Persiflage der Seligpreisung offenbart einen der drei Grundwidersprüche, dem Religionsunterricht heute - mindestens in der Oberstufe des Gymnasiums, aber wahrscheinlich auch anderswo - ausgesetzt ist.

Der Sinn eines solchen biblischen Textes, seine tröstende Kraft, seine visionäre Stärke, erschließt sich zu allererst dem, der ihn existenziell, als persönlichen Zuspruch erfährt. Religiöse Erfahrung ist ursprünglich gebunden an Meditation und Gebet, an ästhetische Gestaltung und Wiederholung im Ritus. Der "religiöse" Sinn eines biblischen Textes erschließt sich erst zu allerletzt durch "Belehrung". Der theologische Diskurs kann unter diesem Gesichtspunkt nur eine stützende, interpretierende, korrigierende Funktion haben. Ich will damit keineswegs einem neuen esoterischen Irrationalismus das Wort reden. Der aufklärerische Diskurs ist notwendig, um die Spannung zwischen Glauben und Wissen offen zu halten, aber er kann nicht an erster Stelle stehen. Im Religionsunterricht der Oberstufe, eingebunden in das Korsett des baden-württembergischen Zentralabiturs, kehrt sich das Verhältnis von Erfahrung und Belehrung jedoch um. Die Belehrung wird zur Hauptsache. Die Mehrzahl unserer Schüler aber sind - selbst wenn sie einen Taufschein haben - "Heiden". Die Skala reichte in meinem letzten Abitur-Kurs in Spetzgart, der Salemer Oberstufe, vom angriffslustigen Atheisten über eine große Anzahl Indifferenter bis zu einem Schüler, der offen mit dem Satanismus sympathisierte. Außerdem zwei christliche Fundamentalisten, ein Moslem, ein Kirchentreuer. Und schließlich drei eher philosophisch Interessierte. Die Spannweite in diesem Kurs war extrem, im Prinzip aber typisch für meine Erfahrungen im Oberstufenunterricht. Diese Spannweite könnte ungeheuer fruchtbar sein, denn alle sind trotz der Unterschiede für grundsätzliche Lebens- und Sinnfragen sowie für spirituelle Erfahrungen verschiedenster Art in hohem Maße empfänglich, trocken wie ein Schwamm. Eine eigene christliche Frömmigkeitspraxis allerdings im konventionellen liturgischen Rahmen hatten die Mitglieder dieses Kurses - von den drei Ausnahmen abgesehen - nicht oder nur in Spurenelementen erlebt. Der real existierenden Kirche stehen sie indifferent bis polemisch-ablehnend gegenüber. Biblische Geschichten sind Kinderkram.

Der Lehrplan in den Klassen 12 und 13 ist in weiten Teilen geprägt durch den Anspruch der reformierten Oberstufe "wissenschaftspropädeutisch" zu arbeiten, das bedeutet: Fragestellung, Methoden und Inhalte eines Theologiestudiums der ersten Semester vorzubereiten und in einigen Elementen auch bereits vorwegzunehmen. Die wissenschaftliche Theologie aber hat in der Regel als persönliche Voraussetzung bei dem, der sie betreibt

- eine bewußte Entscheidung für das Christentum als Basis des eigenen Glaubens (der fundamentale Zweifel durchaus in die Glaubensbewegung mit aufnehmen kann);
- eine praktische Einbindung in eine Kirchengemeinde (die konstruktive Kritik an der Institution geradezu fordern kann);
- eine aktive Frömmigkeitspraxis (die ein reflektiertes Verhältnis zur Religion nicht ausschließt).

Diese drei Elemente bilden gleichsam den Nährboden wissenschaftlicher Theologie und definieren ihr Spezifikum gegenüber der "neutralen" Religionswissenschaft. Der wissenschaftspropädeutische Ansatz der Oberstufe hat in den Prüfungsaufgaben des Zentralabiturs einen deutlichen Niederschlag gefunden. Den Texten liegt ein hohes Niveau theologischer Reflexion zugrunde - und diese zentralen

Prüfungsaufgaben wirken zwangsläufig normierend auf die konkreten Unterrichtsinhalte.

Der Bruch zwischen der Kirchenferne vieler Schüler und dem theologischen Anspruch der Abiturstexte hat fatale Konsequenzen: Die – sehr wohl vorhandenen – religiösen Bedürfnisse und Erfahrung der Schüler und deren Reflexion im Unterricht brechen auseinander. Der Unterricht, der von seinem Selbstverständnis her die „ganze“ Person betreffen soll, wird auf das Einüben von meist nur halb verstandenen Wörtern und Begriffen reduziert. Die Abwehrhaltung gegenüber zentralen theologischen Inhalten verstärkt sich. Damit ist ein Grundwiderspruch des Religionsunterrichts benannt: Das Verhältnis zwischen religiöser Erfahrungen und dem Wissen über Religion wird auf den Kopf gestellt.

Darüber hinaus wird die Belehrung noch instrumentalisiert durch den „Tauschwert“, den alle Bildungsgüter in Numerus-Clausus-Zeiten zugewiesen bekommen. Dieses Schicksal teilt die Bibel mit Goethe, Platon und Pythagoras. Eine solche Transformation wird aber im Falle der christlichen Religion besonders grotesk. Die „Fünf“ im Test über die Seligpreisungen oder das Gleichnis vom „verlorenen Sohn“ ist – gelinde gesagt – theologischer Zynismus. Das ist ein weiterer Grundwiderspruch, in dem der Unterricht „über“ die christliche Religion steht: Auf der einen Seite der Selektionsauftrag der Schule, ihre Funktion, die Schlechten von den Guten, die Leistungsschwachen von den Leistungsstarken zu trennen. Auf der anderen Seite das Menschenbild Jesu, der gerade die Leistungsschwachen, die Verweigerer, die Abseitsstehenden, an- und ernstnimmt. Er hat die gnadenlose Leistungsideologie seiner Zeit kompromißlos angeprangert. Zentrum seiner Botschaft was es, das falsche Verhältnis von „Gesetz und Evangelium“ wieder umzukehren, den Vorrang des Evangeliums vor dem Gesetz wieder einzusetzen.

Und es gibt einen vierten Widerspruch, unter dem der Religionsunterricht heute steht: Der Widerspruch zwischen dem Wirklichkeitsverständnis der Moderne und den mythisch geprägten Sprachmustern der christlichen Tradition. „Schöpfung“, „Jungfrauengeburt“, „Himmelfahrt“ u.s.w . . . bilden in den Augen vieler Schüler den Mittelpunkt des Christentums. Sie verweisen darauf, daß diese Formeln schließlich Sonntag um Sonntag im zentralen Glaubensbekenntnis wiederholt würden. „Ich glaube an Gott, aber verschont mich mit diesen Wundern und anderem Quatsch. Da lese ich lieber den Herrn der Ringe oder Batman . . .“.

Dabei ist es seit Beginn der historisch-kritischen Bibelforschung theologisches Allgemeingut, daß diese „Wunder“ zeitgebundene Bilder sind, die heute nicht mehr unmittelbar verständlich sein können. Deutlich wird dies etwa an dem Bild von der „Himmelfahrt“, das heute ein gänzlich anderes Assoziationsfeld eröffnet als noch vor hundert Jahren. Solange der Mensch nicht fliegen konnte, war dies ein ausgezeichnetes Bild, um eine unsere Wirklichkeit überschreitende, „transzendente“ Qualität auszudrücken. Seitdem die Menschen (scheinbar) mühelos vom Boden abheben können, spätestens seit der Landung auf dem Mond, wird ein solches Bild zwangsläufig verkannt, wirkt geradezu lächerlich und muß jetzt (und zwar erst



jetzt!) mühsam zurückübersetzt werden. Im Zeitalter der künstlichen Befruchtung über die „Jungfrauengeburt“ zu streiten, erscheint deplaziert. Ähnliches gilt für die Auswirkung der Gentechnik auf die Symbolsprache der Schöpfungsberichte oder für die Auswirkung der Intensivmedizin auf die Geschichte von der Totenaufweckung. Dabei spielt es keine Rolle, daß der Glaube an die Allmacht der technischen Beherrschbarkeit der Welt ein Irrtum ist, gegenüber dem der Turm zu Babel noch ein Puppenstubenwerk war – die Bilder in unseren Köpfen haben sich auf alle Fälle radikal verändert. Das Rad der Geschichte läßt sich nicht zurückdrehen. Seit der Aufklärung sind mythisches und historisches Denken getrennt. Und genauso wenig, wie sich das Rad der Geschichte zurückdrehen läßt, läßt sich das Rad der Entwicklung eines Kindes nicht „schneller“ drehen: Dieser Trennungsprozeß wird in der religiösen Biographie eines jeden einzelnen erneut durchlebt, wenn in der – nicht zu überspringenden – naiven „magischen“ Entwicklungsphase für die Erklärung des gesamten Weltgeschehens Wunder selbstverständlich sind. Selbst wenn die Erwachsenen versucht sein sollten, dem Kind den Aufgang der Sonne, die Existenz von Leben, die Begegnung mit Leid, das Faktum des Todes „rational“ zu erklären, bleiben für das Kind (nur für das Kind?) die Kausalzusammenhänge magisch, unvermeidlich „wunderbar“. Kritisch wird der weitere Entwicklungsprozeß vor allem dann, wenn der Wahrheitsbeweis des Christentums über die angebliche Historizität von Schöpfung, Jungfrauengeburt, Himmelfahrt u.s.w. geführt wird. Diese Art von Wahrheitsbeweis wäre gar nicht nötig. Denn werden Mythos und Historie eindeutig getrennt, ist auch für den älteren Schüler ein unbefangener Umgang mit mythischen Bildern sehr wohl möglich. Phantasy-Literatur, Superman-Comics, Science-Fiction-Filme bersten von Schöpfungsmythen, messianischen Erwartungen und apokalyptischen Szenarien.

Solange konkrete Frömmigkeitspraxis den Ausgangspunkt bildet, sind für den Christen die Sprachmuster von Schöpfung, Jungfrauengeburt, Himmelfahrt usw. vermutlich auch heute noch geeignet, der persönlichen religiösen Erfahrung als ein Ausdrucksmittel zu dienen. Dabei ist es vermutlich belanglos, ob die Trennung von Mythos und Geschichte ignoriert oder theologisch nachvollzogen wird. Ist die Frömmigkeitspraxis jedoch nicht vorhanden, sind diese Muster ungeeignet, das zu leisten, wozu sie ursprünglich eingeführt wurden: Religiöse Erfahrung zu eröffnen. Die Bildersprache diene – in missionarischer Absicht – der Interpretation der eigenen Erfahrung. Heute droht sie, religiöse Erfahrung zu verschließen. Heute verbraucht der Religionslehrer seine Zeit dazu, diese Bilder, die als Interpretationshilfen dienen sollten, ihrerseits zu interpretieren.

Nun ist es wenig befriedigend, Widersprüche zu beklagen, ohne Ansatzpunkte für ihre Überwindung zu nennen. Dabei ist zu bedenken, daß die genannten Widersprüche aufzuheben, kaum in der Macht des einzelnen Religionslehrers oder der einzelnen Schule liegt. Vermutlich nicht einmal in der Macht der Kirchenleitung oder des Kultusministers. Die Rahmenbedingungen: „Zentralabitur“, der Prozeß der „Verweltlichung“ fast aller Lebensbereiche, der Monopolverlust der Kirche, in religiösen Fragen die allein verbindliche Instanz zu sein – all dies wird kaum im Kon-

text von Schule unmittelbar beeinflussbar sein. Gleichzeitig sitzen aber jeden Tag in der Schule vor mir junge Menschen, die religiösen Fragen gegenüber sehr wohl offen, bedürftig, sind. Das Vordringen okkultur Praktiken, die Ausbreitung von Jugendsekten, die Suche nach der großen Vereinfachung und damit die Offenheit für rechtsextreme Ideologien, sind untrügliche Anzeichen, daß hier ein gefährliches Vakuum entstanden ist.

Mir kam es bei den theologischen Disputen meiner Oberstufenklassen manchmal so vor, als ob ich die Schüler nötigte, als Blinde von der Farbe zu sprechen. Um diese Überforderung zu vermeiden, müssen wir zum einen wirklich bei dem beginnen, was sie wirklich selbst „sehen“ können. Zum anderen brauchen wir eine elementare „Sehschule“ für religiöse Erfahrung, die persönliche und gemeinsame Sinn- und Wertperspektiven erschließen und festigen hilft. Ich bin allerdings unsicher, ob die öffentliche Schule diese Aufgabe überhaupt übernehmen kann oder sollte. Meine Skepsis rührt nicht nur daher, daß persönliche Fragen politischer wie auch religiöser Bindung letztlich nicht Sache einer staatlichen Schule sein dürfen. Ich halte es in diesem Zusammenhang für sehr bedauerlich, daß in den vergangenen vier Jahren nach der Wende die Chance verpaßt wurde, die kritischen Anfragen aus den neuen Bundesländern an den kirchlichen Unterricht in einer staatlichen Schule wirklich ernsthaft zu prüfen. Meine Skepsis rührt auch daher, daß die positiven Erfahrungen, von denen ich im folgenden berichte, in dreifacher Weise einen Sonderfall darstellen. Sie liegen im außerunterrichtlichen Bereich, beschränken sich zunächst auf die Unterstufe und sind Teil des Lebens in einem Internat, an das die Eltern ja ausdrücklich einen Teil der familiären Erziehungsaufgaben abgeben, die weit über das normale schulische Maß hinausgehen.

Seit einem halben Jahr arbeite ich an der Schule Burg Hohenfels, der Unterstufe des Internats Salem. Abwehr und Interesse der Schüler gegenüber dem „normalen“ Religionsunterricht halten sich die Waage, die Einstellungsmuster erscheinen relativ „normal“. Überrascht hat mich etwas anderes. Als nichtkirchliches Internat sind wir einerseits bei der Gestaltung des Alltagslebens – also jenseits des Unterrichts – zu konfessioneller Neutralität verpflichtet, berufen uns ausdrücklich auf eine weltoffene, humanistische Tradition. Andererseits wollen wir natürlich dem gemeinsamen Leben eine deutliche Gestalt geben. Dafür sind eine Reihe von Traditionen entstanden (oder geblieben), die auf den ersten Blick „altmodisch“ wirken. Man könnte meinen, es sei 1968 vergessen worden, hier im Hinterland des Bodensees auf der Burg einige „alte Zöpfe“ abzuschneiden:

bei allen Mahlzeiten wird zu Beginn und am Ende ein Sinnspruch oder ein konventionelles Tischgebet gesprochen;

der Geburtstag eines jeden Kindes wird mit Lichterkranz und einem Lied der ganzen Schule gewürdigt;

Erntedank, Sankt Martin und andere übernommene Anlässe im Jahr werden mit besonderen Festen und Spielen bedacht;

jeden Donnerstagabend gibt es eine „Kapelle“, häufig gemeinsam von Kindern und Erwachsenen gestaltet, Lieder und Musik, eine kurze Geschichte,



die Betrachtung oder szenische Gestaltung zu einem nachdenklichen Thema: vom „Gleichnis vom verlorenen Sohn“ bis zur Ausländerfeindlichkeit.

Ich bin sehr zurückhaltend gegenüber allen konventionellen Formen: Sie dürfen sich nicht gegenüber den Inhalten verselbständigen, die sie transportieren sollen. Allzuhäufig bekommen sie einen Zwangs- und Ausgrenzungscharakter. Zu meiner großen Überraschung habe ich festgestellt, daß die 10- bis 13-jährigen Schülerinnen und Schüler auf dem Hohenfels ein ausgesprochen unbefangenes, unverkrampftes Verhältnis zu diesen „konventionellen“ Formen haben – obwohl sie sie von zu Hause in der Regel nicht kennen. Zu beobachten ist:

- vor dem Essen gibt es immer wieder Streit, wer denn nun welches Tischgebet sprechen darf;
- wehe, wenn der Geburtstag eines Kindes und der Lichterkranz vergessen werden;
- die jeweiligen Jahresumstände des Sankt Martinsspiels gehören zum festen schuleigenen Legendenbestand;
- die Teilnahme an der Donnerstagskapelle ist für alle selbstverständlich.

Trotz dieser Beobachtungen blieb mein Vorbehalt. Ich habe daraufhin im 6. Jahrgang eine anonyme Umfrage ausgegeben. Die Meinungen zum Religionsunterricht waren offensichtlich sehr polarisiert; die Einstellung zu Kirchengemeinde, Gottesdienst und konventioneller Frömmigkeitspraxis in der Regel ablehnend bis indifferent. Uneingeschränkt positiv dagegen war die Einschätzung der „Feste“ auf dem Hohenfels. Und bei den Meinungsäußerungen zur „Kapelle“ sowie zum Tischgebet gab es nur wenige kritisch-ablehnende Stimmen. Ich zitiere einige typische Antworten.

Meine Meinung zur Kapelle am Donnerstagabend:

„Ich finde es gut, daß man sich setzt und etwas gemeinsam macht. Man kann sich dabei etwas entspannen. Die Geschichten sind öfters auch aktuelle Themen.“ – „Ich finde die Kapelle schön. In der Kapelle streitet niemand, man singt schöne Lieder und hört tolle Geschichten. Mein Lieblingslied ist ‘Laudato sii’ „ – „Manchmal finde ich es etwas langweilig. Ich bin immer so müde und kann eigentlich auch nicht so richtig zuhören.“ – „Sehr gut“, denn ich finde es bringt Ruhe in die Aufregung. Es ist schade, daß manche Kinder es als eine sehr komische Sache bezeichnen, wenn man Gott Dank sagt. In der Kapelle kann man über viele Dinge nachdenken, und das finde ich gerade das Schöne daran.“

Meine Meinung zum Tischgebet:

„Ich finde es ganz gut, weil man vor dem Essen etwas Ruhe findet.“ – „Ich finde es passend. Nicht alles, was wir essen, ist so selbstverständlich, viele Dinge brauchen wir gar nicht und bekommen sie trotzdem. Und darum finde ich es gut, daß, bevor man alles in sich hineinschaufelt, man sich erst einmal Gedanken macht, daß es nicht selbstverständlich ist.“ – „Nicht unbedingt notwendig. Viele sehen es als Zeitverschwendung. Ich eigentlich nicht. Nur wenige beten mit.“ – „Durch das Tischgebet hat das Essen einen guten Abschluß und einen guten Anfang.“ – „Wenn man genau zuhört, dann versteht man auch den Text, was er bedeutet.“

Bei dem Versuch zu bündeln, was denn die insgesamt sehr positive Gesamteinschätzung begründet, stoßen wir auf einige Bausteine für die „elementare Sehschule“, die oben eingefordert wurde:

1. Es gilt – vor allen moralisierenden, belehrenden Absichten – die ästhetische Qualität religiöser Erfahrungen zu sichern. An der Kapelle und den Festen werden vor allem die Lieder und die Musik geschätzt. Sie helfen, dem eigenen Gefühl Ausdruck zu geben.

2. Es gilt – vor allem historisierenden, dogmatisch „richtigen“ Erklärungen des christlichen Systems – die Orientierungsfunktion religiöser Erfahrungen zu sichern: Die Kinder betonen, daß ihnen die Aktualität der Bezüge bei den Kapellengeschichten oder den Sinnsprüchen bei Tisch wichtig sind. Sie helfen, den Lebensbezug herzustellen.

3. Es gilt – vor dem individualisierenden „jeder kann nach seiner Façon selig werden“ – die gemeinschaftstiftende Funktion religiöser Erfahrung zu sichern.

4. Es gilt – vor allem Reden über Religion – der Stille Raum zu geben. Der Sinn von Ritualen ist nicht nur in den Symbolen zu suchen, die durch sie hervorgehoben und gedeutet werden, sondern vor allem darin, daß Rituale helfen können, auch das Schweigen schützen.